

*U. H. Wilken*

# DIE BLUTIGEN JAHRE



**ZURDO – Der schwarze Geisterreiter**  
Band 8

**BLITZ**

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen  
und ist nur unter [www.BLITZ-Verlag.de](http://www.BLITZ-Verlag.de) versandkostenfrei erhältlich.  
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.  
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.  
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag  
Redaktion: Danny Winter  
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati  
Umschlaggestaltung: Mario Heyer  
Logo: Mario Heyer  
Satz: Gerold Reimer  
Gedruckt in der EU  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN: 978-3-68984-755-5

## Die blutigen Jahre

Querido, sang der unsterbliche Wind, Querido, bleib in Los Tumulos und werde glücklich, kleiner Junge ...

Los Tumulos war die Stadt des Bösen mit dem schrecklichen Namen „Die Grabhügel.“

Markerschütternde Schreie gellten durch Los Tumulos und zerstörten die Stimme des Windes.

Es waren die Todesschreie eines gefolterten Mannes.

Sie schleiften den Todgeweihten brüllend über die öde, steinige Straße, vorbei am Brunnen der betenden alten Frauen. Gnadenlos schlugen sie mit den stumpfen Seiten ihrer Macheten auf den Mann ein. Blut blieb an den staubigen Steinen zurück.

Sie wollten töten. Sie zerrten den jungen Amerikaner auf den Hügel und stießen ihn auf die alte Steinplatte der Opferstätte. Hier waren schon viele Männer verblutet, hier hatten viele ihr Leben ausgehaucht, hier waren auch Tiere abgeschlachtet worden.

Harte, staubige Stiefel drückten in sein Genick. Sein Gesicht wurde gegen die Steinplatte gepresst. Seine Hände zuckten umher.

Die Soldaten hielten inne. Ein Captain der Soldaten rollte ein Stück Papier auseinander und verlas das eigenmächtig beschlossene Todesurteil.

„Nein!“ schrie der junge Texas Ranger. „Oh mein Gott, nein ...!“

Blut klebte in seinen blonden Haaren. Stählerne Radsporen hatten das Hemd in seinem Rücken und im Nacken zerfetzt.

Die alten Frauen sanken auf die Knie, zogen die schwarzen Kopftücher vor das Gesicht und bekreuzigten sich.

„Helft mir!“ schallte es aus dem dunklen Canyon und über das zerklüftete Grenzland. „Hilfe! O Gott, o mein Gott ...!“

Doch niemand half. Wirklich nicht?

Hufe trommelten durch die Schatten. Ein schwarzer Hengst tobte durch den Canyon. Wiehernd raste das Pferd näher. Im Sattel saß ein maskierter Mann.

Sein schwarzer Reiterumhang flatterte im Wind. In seiner linken Faust hielt er einen schweren, langläufigen Colt – Zurdo!

Wie ein Sturmwind jagte der Geisterreiter durch Los Tumulos. Feuer schlug sprühend aus den Hufeisen. Der Hengst tobte auf den Hügeln. Mündungsflammen schlugen aus dem Colt hervor. Blei wuchtete in die Reihen der mexikanischen Miliz. Wiehernd keilte der Hengst aus. Schreiend flüchteten die Soldaten. Der geheimnisvolle Reiter beugte sich aus dem Sattel, packte den jungen, blonden Texas Ranger am Arm und riss ihn zu sich aufs Pferd.

Mit letzter Kraft, verzweifelt und von Todesangst getrieben, klammerte sich der Ranger an den Geisterreiter.

Schließlich raste Zurdo vom Hügel. In den Sehschlitzen der schwarzen Ledermaske blitzten die dunklen Augen. Feuer, Blei und Rauch kamen aus dem Colt.

Wutschreie hallten durch das brüllende Echo der Schüsse.

„Tötet sie!“, kreischte der Captain der Soldaten. „Schießt, ihr verfluchten Hunde, ihr Bastardsöhne, schießt und tötet!“

Der Maskierte ruckte im Sattel herum, drehte sich halb um und feuerte auf den Captain. Nur durch ein Wunder entkam Captain Montoya der Kugel. Sie riss ihm lediglich die Schulterklappe seiner Uniformjacke ab.

Seine Leute waren disziplinoslos und gehorchten nicht schnell genug. Einige blieben liegen und taten nichts.

Der Geisterreiter tauchte in der Tiefe des düsteren Canyons unter.

Blindwütig abgefeuerte Schüsse peitschten durch die Schlucht. Böartig jaulend flogen Querschläger umher.

Brüllend hetzten die Soldaten zu ihren Pferden und warfen sich in die Holzsättel. Angeschossene Mexikaner schwankten den Hügel hinab in die kleine Stadt. Tote starrten mit gebrochenen Augen in den Himmel Mexikos. Staub schlug wirbelnd über sie hinweg.

Voller Hass und Wut nahmen die Soldaten die Verfolgung auf. Viele Hufe trommelten über die Plaza von Los Tumulos.

Auf seinem schwarzen Hengst galoppierte Zurdo mit dem jungen Texas Ranger aus der Schlucht und verschwand in der Bergwildnis.

Hoch oben über dem Canyon verharrte reglos ein schlanker, dunkelhäutiger Indio wie aus Stein. Das lange schwarze Haar wurde vom Wind über die muskulösen Schultern geworfen. Kalt glänzten die dunkelbraunen

Augen. Furchtlos beobachtete er die Reiter, die tief unten in die weiten Schattenfelder tauchten. Plötzlich kam Leben in ihn. Er richtete das Gewehr in die Tiefe und schoss.

Das Reiterrudel platzte auseinander. Schreiend suchten die Soldaten nach Deckungen.

Der junge Indio lächelte frostig, wandte sich ab und verschwand hinter den Felsklippen.

Sekunden später warf er sich auf sein Pferd, raste davon und machte einen weiten Bogen, während er sein Pferd schräg einen Hang emportrieb. Keuchend arbeitete sich das Pferd zur Kammhöhe empor und blieb prustend stehen.

Chato, der für alle Zeit stumme junge Indio, blickte über das wilde Bergland, über Täler und Schluchten hinweg und in den blutroten Schein der sinkenden Sonne.

Er sah den Geisterreiter auftauchen. Schwarz hob sich dessen Silhouette vor dem glühenden Himmel ab. Das Wiehern des Hengstes klang wie eine Fanfare. Schon verschwanden Zurdo und der Ranger, und Chato ritt wieder an. Er blieb in der Nähe des geheimnisvollen Geisterreiters, der sein Herr und Freund war.

Die Soldaten preschten aus dem Canyon und suchten wütend nach der Spur des Hengstes.

Immer wieder schrie der Captain wütend seine Befehle.

Im Canyon erstarb das Echo der Schüsse. Raunend strich der Wind durch die tiefe Schlucht. Die Wolken von Pulverrauch lösten sich auf. Der Staub legte sich.

Schaurig krächzten die riesigen Totenvögel am roten Abendhimmel und zogen ihre weiten Kreise über Los Tumulos.

„Gitano!“, rief hell ein kleiner Junge in der Stadt nach seinem Hund. Voller Angst um seinen treuen Vierbeiner hastete er barfuß über die Plaza der steinigen Straße entlang. „Gitano! Komm zurück, Gitano, komm zu Querido!“

Jaulen tönte vom blutigen Hügel. Der struppige Hund lief von einem Toten zum anderen und beschnüffelte sie.

„Komm, Gitano!“, schrie Querido. „Das darfst du nicht! Nun komm doch!“

Einsam hastete der mexikanische Junge an den vielen Gräbern und Kreuzen vorbei den Hügel hinauf. Mit flackernden Augen blickte er auf die Toten, die verrenkt nahe der Opferstätte lagen. Er packte seinen Hund, diesen hässlichen Bastard, und trug ihn auf den Armen in die Stadt zurück. Dabei sprach er scheltend und doch voller Liebe auf seinen Hund ein und presste ihn an sich.

Die alten Frauen in ihren schwarzen Kleidern gingen gebeugt davon.

Leise erklang die staubige Glocke im brüchigen Turm der alten Kathedrale. Sie läutete für die Toten. Die Sonne ging unter. Die Nacht war sternenklar.

\*

Raunend strich der kühle Nachtwind über die Felsklippen. Hoch, groß und bleich stand der Mond über der dunklen Sierra und tauchte das Land in sein kaltes Licht.

Zurdo stand auf der Anhöhe im Wind. Ernst spähte er zurück. Die Verfolger hatten aufgegeben. In der Ferne blitzte es auf. Eine Waffe hatte das Mondlicht reflektiert.

Mit großen Schritten ging Zurdo in die Senke zurück.

Im Sand lag der junge blonde Texas Ranger und rang nach Atem. Schweiß rann über sein zerschlagenes Gesicht. Geronnenes Blut haftete an seinen Haaren, seinem Gesicht und seiner Kleidung.

„Sie haben mir das Leben gerettet, Señor!“, flüsterte er mühsam. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Wie kann ich das nur wiedergutmachen?“

Der geheimnisvolle Geisterreiter lächelte, und seine weißen Zähne blitzten. Der schwarze Hut warf einen Schatten auf sein gebräuntes Gesicht. Zurdo blieb neben dem Ranger stehen und sagte: „Danke dem Himmel, nicht mir. Und geh über die Grenze zurück.“

„Ja“, ächzte der junge Mann, „das werde ich tun, und ich werde Sie nie vergessen, Señor!“

Zurdo schritt zu seinem Pferd, löste die Wasserflasche vom Sattelhorn und kam damit zurück. Wortlos reichte er dem Ranger die Flasche.

Der blonde Amerikaner trank gierig und sackte erschöpft zurück. Die Spuren einer grausamen Folter waren unübersehbar. Er war restlos fertig. In seinen Augen schillerten auf einmal Tränen.

„Muchas gracias, Señor“, hauchte er.

„Wie heißt du?“

„Willcox, Jesse Willcox, Señor.“ Er stöhnte. „Texas Ranger.“

„Du bist ein Narr, Jesse!“, sagte der Maskierte grimmig. „Wie kann ein Texas Ranger so verrückt sein und über die Grenze kommen? Hier ist Mexiko. Dort hinter dem

Höhenzug liegt Los Tumulos. Da hinten ist die Grenze, und dort liegt die Stadt Fair Play.“

„Ich musste es tun, Señor.“

„Warum? Kein Ranger darf die Grenze überschreiten. Das hast du gewusst.“

„Ja, aber ich wollte es trotzdem versuchen.“

„Du bist einer Spur gefolgt?“

„Ja, ein paar Deserteure sind nach Mexiko geflohen. Es sind ehemalige Soldaten, verstehen Sie, Señor? Sie haben sich die Uniformen vom Leib gerissen und auf ihrer Fahnenflucht zwei Kameraden erschossen. Wir Texas Rangers wurden von der Armee um Hilfe und Unterstützung gebeten. So war es, Señor.“

Düster blickte Zurdo durch die Sehschlitze seiner Maske.

„Hier in Mexiko habt ihr nichts zu suchen, Hombre. Dieses Land wurde zwar im letzten Krieg von euch Amerikanern besiegt, doch jetzt gehört es wieder den Mexikanern. Kommt nicht in dieses Land.“

Jesse Willcox lag schlaff im Sand. Zitternd tastete er über sein zerschlagenes und angeschwollenes Gesicht.

„Ja“, flüsterte er, „ich war verrückt, Señor. Ich verlor die Spur der Deserteure und ritt nach Los Tumulos. Plötzlich waren die Soldaten da. Sie glaubten, ich wäre ein Spion und wollte die Yaquis auf sie hetzen.“

Zurdo drehte sich um, hob die Maske an, wischte sich den Staub aus dem Gesicht und hörte, wie in der Nähe ein Kojote kläffte. Er setzte die Maske wieder auf und wandte sich dem Ranger zu.

„Hören Sie das, Señor?“ , krächzte Jesse Willcox.

„Ja, Amigo. Das ist nur ein Kojote.“

„Gott sei Dank, ich dachte schon, es wären Wölfe.“

„Du bist noch nicht lange im Westen, Ranger. Und dann kommst du auch noch nach Mexiko. Du hast mehr Glück als Verstand.“

Wieder kläffte der Kojote.

Der Maskierte verließ die Senke und blieb auf der Anhöhe stehen. Als er die linke Hand hob, verstummte das Kläffen. Sekundenlang erschien der junge Indio Chato hinter den bizarren Felsen. Er hatte das Kläffen eines Kojoten nachgeahmt. Das war seine einzige Stimme.

Kurze Zeit später brachen Zurdo und der Ranger auf. Sie ritten zur Grenze. Wie ein lautloser Schatten folgte der Indio ihnen.

Vor den lehmig-gelben, trüben Wassern des Rio Grande blieb der schwarze Hengst stehen.

Zurdo stieg ab. Der junge Ranger rutschte kraftlos vom Pferd, taumelte bis zu den Knien ins Wasser, bückte sich, schöpfte mit den hohl geformten Händen Wasser und warf es sich ins Gesicht, um die Schwellungen zu kühlen.

Der Maskierte blickte währenddessen über den Fluss. Drüben, hinter dem Uferstreifen, wo zwischen den Felsen Bäume und Sträucher standen, bewegte sich nichts.

Der Ranger kam ans Ufer zurück und versuchte zu lächeln. Es wurde nur eine Grimasse.

„Ich gehe dann wohl jetzt, Señor.“

„Ja, aber sei vorsichtig! Die Amerikaner schießen zu gern auf Leute, die von Mexiko aus über die Grenze wollen. An dieser Stelle ist der Fluss ein Todesstreifen.“

Jesse Willcox nickte, streckte die Hand aus. Zurdo ergriff sie und sah auf dem Handrücken des Rangers die großen schwarzen Punkte. Dort waren Haut und Fleisch verbrannt worden. Diese Wunden stammten von einer glühenden Zigarre.

„Das hat Captain Montoya getan“, sagte Jesse Willcox leise. „Er ist ein grausamer Mann. Alle sind grausam.“

„Geh jetzt, Hombre.“

Der junge Blonde nickte, blickte Zurdo dankbar an und schluckte schwer. Er wollte Zurdo noch so vieles sagen, ihm danken, sein Herz ausschütten, doch er musste gehen, und zwar sofort, denn am Himmel zog eine große Wolke näher, die ihren Schatten auf das Land warf und gleich auch das Flussgebiet verdunkeln würde.

„Leb wohl, Señor, und nochmals vielen Dank.“

„Adios, Hombre.“

Jesse hob grüßend die Hand, dann ging er in den Fluss. Das Wasser stieg ihm bis zu den Schultern. Schließlich musste er schwimmen, trieb ab und verschwand im Schatten der Wolke.

Hinter Zurdo stampfte ein Pferd näher. Lautlos glitt der Indio Chato an seine Seite. Erst jetzt nahm Zurdo die Maske ab.

Seufzend wischte Miguel Monterrey sich mit einem Tuch das Gesicht ab. Stumm und abwartend stand Chato neben ihm.

„Ich musste töten, Chato. Diese Miliztruppen sind grausam. Sie schlachten alles ab, was ihnen über den Weg läuft. Das sind keine guten Mexikaner. Der blonde Ame-

rikaner wird die Stadt Fair Play erreichen und Gott auf Knien danken, dass er mit dem Leben davongekommen ist. Du hast gute Ohren, Chato. Ich hatte die Schreie des Rangers nicht sofort gehört.“

Chato lächelte und freute sich über das Lob. Er machte mit den sehnigen Händen Zeichen.

„Nein, Chato, wir kehren nicht um. Ich will diese Stadt Fair Play kennenlernen. Nimm meine Sachen. Wir werden als arme Teufel in die Stadt der Amerikaner reiten. Dort reibst du die Pferde ab und bewirfst sie dann mit Staub. Jeder soll glauben, dass wir durch die Wüste gekommen wären.“

\*

Zwischen den Adobehütten und Holzhäusern von Fair Play spielten Kinder, und kläffende Hunde liefen umher. Die mexikanischen Einwohner hatten im Schatten Schutz vor der glühenden Tageshitze gesucht. Nur zwei ältere Mexikanerinnen klopften unverdrossen die nasse Wäsche auf den Brunnensteinen.

Gegenüber der Cantina lag das langgestreckte Steingebäude mit dem Quartier der Texas Rangers. Ein Amerikaner saß neben der Tür auf einem alten Hocker, hielt das Gewehr quer auf den Beinen und wachte.

Zwei Reiter kamen, hielten hinter den Häusern und Hütten an und zogen die Pferde in einen Mietstall.

Miguel Monterrey schlenderte zur Straße hinüber, während Chato die Pferde versorgte und bewachte.

Monterrey lehnte gelangweilt und müßig an einer Hauswand. Über ihm war das schadhafte Vordach. Ein paar Schritte weiter wehte Tabakrauch aus der Cantina. Stimmengemurmel war zu hören. Manchmal lachte jemand auf. Plötzlich traten zwei Männer hervor. Sie waren schwer bewaffnet und trugen derbe Kleidung. Lässig überquerten sie die heiße Straße und sprachen mit dem Posten vor dem Rangerquartier. Der Posten ließ sie passieren. Sie traten ein.

Miguel Monterrey setzte sich, lehnte den Rücken gegen die Wand und schlang die Arme um die angezogenen Knie. Der Cartridge Colt steckte verborgen unter seinem zerschlissenen Poncho.

Ein Kalifornier im Grenzgebiet von Texas und Mexiko. Monterrey hatte aus Kalifornien flüchten müssen. Dort hing überall sein Steckbrief. Eine skrupellose Frau war hinter sein Geheimnis gekommen. Der Steckbrief zeigte sein Gesicht. Nun wollte er eine Weile mit Chato in Mexiko bleiben und später in seine Heimat zurückkehren.

Doch ausgerechnet dieses Land an der Grenze sollte ihm zum Schicksal werden.

Die beiden schwer bewaffneten Männer blieben lange im Quartier der Texas Ranger. Monterrey erhob sich, schlenderte über die Straße und verschwand im Schatten der Palmen und Eukalyptusbäume in der Nähe des Quartiers. Unauffällig und unbeobachtet glitt er an die Steinbaracke heran. Eines der Fenster war geöffnet. Auf dem sandigen Hof hinter dem Gebäude war niemand zu sehen. Der Tag war heiß und grell. Im großen Pferdestall rumorte es. Spreu und Staub wallten aus dem Stall.

Miguel duckte sich tief unter dem Fenster und verbarg sich zwischen den staubigen Sträuchern.

Er hörte Stimmen. Männer sprachen im Raum. Er wusste selbst nicht, warum er lauschte, doch eine innere Stimme sagte ihm, dass die Amerikaner etwas vorhatten.

Er war auf der Suche nach einem neuen Zuhause und interessierte sich deshalb für alles, was in diesem Grenzland geschah.

„Aber nein“, hörte er einen Mann rau sagen, „dafür gebe ich meine Ranger nicht her. Wenn Sie, Shannon, und Sie, Bucket, den Rebellen Gewehre liefern wollen, dann haben Sie meinen Segen. Aber auf meine Hilfe müssen Sie verzichten. Ich kann Sie nicht unterstützen. Im Augenblick suchen wir nach Deserteuren. Ich bin an Weisungen gebunden.“

„Sergeant, Sie können uns doch wenigstens bis zur Grenze eine kleine Eskorte geben! Auch auf dieser Seite treibt sich genug lichtscheues Gesindel herum, das uns gefährlich werden könnte.“

„Geben Sie sich keine Mühe, mich überzeugen zu wollen. Suchen Sie sich einen vertrauenswürdigen Einheimischen. Der wird Sie über die Grenze führen. Reiten Sie nachts, damit Sie nicht so schnell entdeckt werden.“

„Das bleibt trotzdem höllisch gefährlich, Sergeant.“

„Nichts in diesem Land ist ungefährlich. Sie wollen doch verdienen, oder? Die Rebellen in Mexiko werden Ihnen für die Gewehre viel Geld geben – Geld, das sie vielleicht auch auf unserem Gebiet geraubt haben. Nein, meine Herren, ich kann keinen Mann meiner Kompanie abstellen. Wenn Sie

ein gutes Geschäft mit den Aufständischen machen wollen, dann müssen Sie auch alles dafür riskieren.“

„Wir waren davon überzeugt, dass Sie uns helfen würden, Sergeant Overholster. Aber wir geben nicht auf. Vielleicht benötigen Sie auch mal unsere Hilfe. Dann werden wir uns das sehr genau überlegen müssen.“

Sporen klirrten. Shannon und Bucket verließen grußlos den Raum. Miguel hörte, wie sie die Steinbaracke verließen und auf der heißen Straße davongingen. Beide Männer gingen zur Cantina zurück.

Monterrey wollte verschwinden. In letzter Sekunde bemerkte er die drei Ranger, die aus dem Pferdestall kamen. Sie lachten, klopfen sich auf die Schultern, kamen näher, setzten sich auf den Brunnenrand und begannen zu sprechen.

Er konnte nicht weg.

Also blieb er still in Deckung und wartete geduldig.

Im Dienstraum fluchte der Sergeant. Über Miguel klappte das Fenster zu. Der Sergeant beugte sich hinaus und blickte über Monterrey hinweg.

„Wo ist der Scout?“, rief er zum Brunnen hinüber.

„Rouben ist in der Cantina, Sergeant“, antwortete einer der Ranger. „Soll ich ihn holen?“

„Ja, sonst machen Shannon und Bucket ihn noch betrunken, und dann hilft er ihnen.“

Miguel bewegte sich nicht. Über ihm war das harte und verkniffene Gesicht des Ranger-Sergeants. Overholster fluchte erneut und zog sich zurück. Im Raum knallte eine Tür zu.

Die Ranger gingen an seinem Versteck vorbei und verließen den Hof.

Er glitt geduckt davon, richtete sich abseits auf und schlenderte dann zur Straße zurück.

Die Ranger betraten die halbdunkle Cantina. Kurz darauf kam ein verwahrlost aussehender Mann hervor. Wirr hing ihm das schwarze Haar in die Stirn. Er war Amerikaner, doch entweder Vater oder Mutter musste Mexikaner gewesen sein. Rülpsend stieg er vom Plankenweg in die grelle Sonne hinauf, rückte am schweren Waffengurt und stapfte zum Quartier hinüber.

Das war Scout Rouben.

Miguel Monterrey ging zum Mietstall zurück.

Die Schatten wurden länger. Die Dämmerung kroch über das Land. Die Sonne sackte schnell weg.

Schwankend kam ein junger, blonder Mann in die kleine Stadt und torkelte die Straße hinauf.

Jesse Willcox blickte auf und keuchte. Am Straßenrand lehnte Monterrey an einem Vordachpfosten und sah ihm entgegen. Willcox atmete rasselnd und blickte Monterrey mit geröteten Augen an. Er erkannte ihn nicht.

Polternd schleppte er sich in das Rangerquartier.

Die Ranger, die gerade nicht im Einsatz waren, sprangen von ihren Schlaflagern auf und stützten ihn. Einer von ihnen gab ihm Whisky zu trinken. Dann brachten sie ihn zum Sergeant.

John Overholster erschrak, als er seinen misshandelten und völlig erschöpften Ranger erblickte. Die Männer

geleiteten Willcox zur alten Couch, auf der Overholster mittags immer ruhte.

Schlaff fiel der junge Ranger auf die Couch.

„Ich habe dich schon überall suchen lassen, Junge“, sagte Overholster mit spröder Stimme. „Wo, zum Teufel, bist du gewesen? Hast du etwa die Grenze überschritten?“

Jesse Willcox schloss die Augen und atmete pfeifend. Wieder bekam er etwas Whisky zu trinken.

„Er ist ohne Pferd und Ausrüstung zurückgekommen, Sergeant“, verriet einer der Ranger. „Es hat ihn ziemlich hart erwischt.“

„Das sehe ich auch. He, Willcox, antworte! Bist du drüben gewesen?“

„Ja, Sergeant“, antwortete Jesse Willcox dumpf. „Ich fand eine Spur. Ich folgte den Deserteuren. Dann kam ich nach Los Tumulos und wurde von Soldaten der Miliz oder der Regierungstruppen erwischt. Der Captain heißt Montoya. Sie haben mich fertiggemacht und dann hat Montoya mich zum Tode verurteilt. Sie wollten mich abschlachten, Sergeant.“

„Aber dann ließen sie dich frei?“

„Nein, ein schwarzer Reiter kam, ein Maskierter. Er holte mich raus und brachte mich bis zum Rio Grande. Sonst wäre ich schon lange tot.“

„Ein maskierter schwarzer Reiter?“ John Overholster starrte Jesse Willcox fragend an. „Das gibt es doch nicht!“

„Es ist die Wahrheit, Sergeant. Ich weiß nur, dass er kein Mexikaner ist. Er sprach wie ein Kalifornier. Er hat sein Leben riskiert, um mich zu retten.“

Der Sergeant schüttelte benommen den Kopf, ging hinter seinen Tisch und wühlte in den Schubladen. „Ich habe den Steckbrief wohl weggeworfen. Mist!“ Er kam zurück. „Bringt ihn in die Unterkunft, Jungs.“

„Noch nicht, Sergeant.“ Müde wehrte Jesse Willcox seine Kameraden ab. „Ich war doch ganz vorsichtig. Ich ließ mich nicht sehen, aber die Soldaten waren plötzlich da, als hätten sie auf mich gewartet.“

Wie gebannt starrten sie auf ihn. Zitternd tastete er über sein angeschwollenes und blutverkrustetes Gesicht.

„Was willst du damit sagen, Jesse?“ Sergeant Overholster beugte sich vor und legte die Hände auf seine Schultern. „Sprich weiter.“

Jesse schloss einen Atemzug lang die Augen. Kraftlos kippte er zurück. Mit glanzlosen, blutunterlaufenen Augen sah er die Männer im Dienstraum an. Die Lampe flackerte und warf ihren zuckenden Schein auf die Gesichter.

Mit schleppender Stimme sprach Jesse in die drückende Stille hinein.

„Erst erwischte es Dolan an der Grenze. Kopfschuss. Dann fielen Meyers und Hunnicut. Wir kannten sie doch gut. Sie waren vorsichtig, keine Narren. Sie hatten viel mehr Erfahrung als ich. Trotzdem wurden sie wie Hunde abgeknallt. Und jetzt hätte es mich fast auch erwischt. Ja, Sergeant, jemand verrät uns. Ich habe unterwegs tausendmal darüber nachgedacht. Wir geben uns doch alle Mühe, oder nicht? Wir sagen niemandem, was wir vorhaben, und trotzdem lauern die Soldaten drüben auf uns. Manchmal kommen sie sogar über den Rio Grande und schießen auf

uns. Wenn wir verraten werden, dann wird es irgendwann jeden von uns erwischen.“

Die Ranger schwiegen bedrückt. Sie blickten sich an. Overholster griff zur Flasche und nahm einen großen Schluck.

„Lasst euch nicht verrückt machen, Jungs. Alles kann reiner Zufall gewesen sein. Wer sollte uns denn schon verraten haben?“

Jesse lächelte verzerrt und bitter.

„Wenn, dann ist es einer von uns, Sergeant.“

„Hör damit auf!“, brüllte Overholster ihn an. „Sät nicht Misstrauen unter uns! Du hast zu viel durchgemacht. Bringt ihn raus, Jungs.“

Draußen unter dem Fenster glitt Miguel Monterrey lautlos davon.

\*

Die Nacht war mondhell. Aus den Steppen und den öden, staubigen Hügeln ertönte das heisere Gekläff der umherstreunenden Kojoten. In Fair Play sickerte Lampenschein aus den Häusern. In den Hütten der armen Leute brannten Talglichter.

Im Mietstall war es dunkel.

Der Indio Chato kauerte neben dem offenen Stalltor und blickte über den hellen Hof zur Straße hinüber.

Stimmen wehten durch die kleine Stadt.

Manchmal stapften Männer über die Gehsteige und suchten die Cantina auf.

Ein Kettenhund heulte klagend und antwortete den Kojoten in der Ferne.

In der Nähe des Mietstalls röhren mehrere Maultiere dumpf. Ein Stalltor glitt knarrend auf. Zwei Männer traten ins Freie.

Argwöhnisch blickten Shannon und Bucket umher.

Sie entdeckten Miguel Monterrey jedoch nicht. Der junge Kalifornier stand im Schlagschatten einer Hütte und beobachtete sie.

Die beiden Amerikaner waren Waffenhändler, die mexikanischen Rebellen Gewehre liefern wollten. Der Weg über die Grenze war lebensgefährlich. Das Risiko war groß. Dennoch schreckte die Gefahr Shannon und Bucket nicht ab. Schon immer hatten die USA die Aufständischen in Mexiko unterstützt. Revolutionen in Mexiko waren gut für die USA.

Jetzt holten die beiden Männer die schwer beladenen Maultiere aus dem Stall. In Planen eingewickelt, waren die Gewehre nicht zu erkennen. Die Maultiere waren mit Stricken aneinandergebunden. Bucket trieb die Sattelpferde auf den Hof. Die Männer saßen auf und zogen die Maultiere hinter sich her.

In Fair Play herrschte Stille. Nur die Gitarren waren zu hören.

Langsam zogen die beiden Reiter davon. Das Hufgetrappel der Pferde und Maultiere erstarb im weichen Sand. Staub wallte auf und verflüchtigte sich. Kakteen und windzerzauste Bäume verbargen Menschen und Tiere.

Miguel schlich zur Straße hin.

Am Ende der Straße kauerte ein Mexikaner, der aus einem Krug Mescal trank und dorthin blickte, wo die Waffenhändler verschwunden waren.

Drüben wurde die Tür der Ranger-Unterkunft aufgedrückt. Zwei Ranger verließen die Steinbaracke und gingen nach hinten. Kurze Zeit später kamen zwei weitere Männer hervor.

Zu dieser Stunde begann für die Ranger die nächtliche Patrouille im Grenzland.

Sie ritten vom Hof und verließen die Stadt. Zu zweit waren sie schließlich zu sechst unterwegs.

Zwei von ihnen folgten den Waffenhändlern. Das konnte Zufall sein. Dennoch ging Miguel schnell zum Stall zurück und sprach mit Chato

Der Indio lief zu den Pferden, zog die Sattelgurte stramm, schwang sich auf sein Pferd und ritt hinter den Hütten und Häusern entlang.

Chato blieb den beiden Rangern auf den Fersen, die wiederum den Waffenhändlern folgten.

Miguel Monterrey überquerte die Straße. Neben dem Rangerquartier blieb er stehen und spähte durch ein erleuchtetes Fenster hinein. Er sah die Schlaflager, drei Männer, die an einem Tisch pokern, und den blonden Jesse Willcox, der auf dem harten Bett lag.

Lachen tönte aus der Cantina. Ein betrunkenere Mexikaner taumelte durch die Schwingtür, kippte gegen einen Pfosten, hielt sich fest, rutschte dann abwärts, rollte auf die Straße und begann zu schnarchen.

Wieder ging Miguel in den Stall.

Er hob das Bündel auf, das Chato zurückgelassen hatte, hing es ans Sattelhorn und ritt aus dem Stall.

Noch war es nur Neugier, die Miguel durch die Nacht trieb. Bald schon sollte alles bitterer Ernst werden.

\*

„Warum hältst du an, Rouben?“

„Still, schrei doch nicht so laut, verdammt“, wisperte der Rangerscout. „Hier ist irgendwo jemand. Ich spüre das in den Knochen.“

„Ich sehe und höre nichts, Rouben. Wir sind eine halbe Meile von der Grenze entfernt. Hier treibt sich kein Mensch herum.“

„Denk an Meyers und die anderen“, warnte der Scout, während er aus dem Sattel glitt. „Bleib hier und bewache die Pferde.“

„Was willst du tun?“, flüsterte der andere Ranger.

„Mich umsehen, was denn sonst?“

Geduckt schlich Rouben davon. Wie eine Katze bewegte er sich um die Felsen, Kakteen und Sträucher. Der andere Ranger wartete, saß steif da und zog sein Gewehr aus dem Scabbard.

Kein Laut unterbrach die Stille. Der Wind raunte. Die Sträucher raschelten trocken. Staub tanzte in Wirbeln über die Anhöhen. Kalt strahlten die Sterne. In der Ferne heulten Wölfe.

Minuten vergingen.

Plötzlich kam der Scout zurück. Seine Gesichtsmuskeln waren angespannt. Er schien wütend zu sein. Wortlos stieg er in den Sattel.

„Hast du etwas gesehen?“

„Nein, nichts. Ich muss mich geirrt haben.“

„Das habe ich doch gleich gewusst, Rouben. Du bist zu vorsichtig, du kannst mich damit verrückt machen.“

Schweigend lenkte Rouben sein Pferd durch die staubgefüllte Senke. Die beiden Ranger näherten sich dem Rio Grande. Bizarr ragten die Felsen empor. Dorniges Comagestrüpp zwang die Reiter zu Umwegen. Langsam kletterten die Pferde einen Hang empor. Der Scout hielt kurz vor der Kammhöhe an, stellte sich in den Steigbügeln aufrecht und starrte über die Kammhöhe hinweg.

Wie ein breiter Silberstreifen glänzte der Rio Grande im Mondlicht. Am mexikanischen Ufer standen dunkle Bäume, die den Blick ins Landesinnere verwehrten.

„Was ist denn?“, ächzte der Ranger hinter dem Scout.  
„Reite weiter.“

Doch der Scout schüttelte den Kopf, sprang vom Pferd und drückte dem Ranger die Zügel in die Hand.

„Bring die Pferde nach unten. Ich habe eine Staubfahne entdeckt. Der Staub wird von Reitern aufgewirbelt. Wir müssen höllisch aufpassen, Amigo, sonst beißen wir ins Gras.“

„Mann, was ist denn los mit dir, Rouben? Du bist richtig unruhig, wie ein aufgeschrecktes Rebhuhn.“

Der Scout lächelte grimmig. Das schwarze Haar wehte ihm ins Gesicht.

„Ich will steinalt werden, verstehst du? Für die lumpigen vierzig Dollar im Monat lasse ich mich nicht wie ein Kojote abknallen.“

Logan Ladd schüttelte nur den Kopf. Er blickte in das von Falten durchzogene, dunkle Gesicht des Scouts, dann ging er mit den Pferden den Hang hinunter. Unten drehte er sich um. Rouben verschwand oben zwischen den Felsen.

Der Texaner wartete.

Logan Ladd schlang die Zügelenden der Pferde fest um einen spitz geformten Felsen. Er zog sein Gewehr hervor, lud durch und begann den Aufstieg.

Vorsichtig, um keine Steine zu lösen und keinen Staub aufzuwirbeln, kroch er höher. Weit und breit diesseits des Höhenzuges war kein Reiter zu entdecken. Nahezu lautlos erreichte Logan Ladd die Anhöhe und starrte über das Grenzland.

Der Scout verbarg sich hinter den Felsen.

Ladd wollte ihn schon rufen, als er helle Blinkzeichen bemerkte. Sie zuckten vom mexikanischen Ufer des Rio Grande herüber. Irgendjemand hielt dort einen Spiegel ins helle Mondlicht.

Es waren geheimnisvolle Zeichen, die Logan Ladd nicht verstehen konnte. Mit offenem Mund stand er auf der Kammhöhe und beobachtete das ferne Ufer. Dort kam kein Reiter unter den Bäumen hervor. Ein einzelner Mann kauerte nahe am Wasser auf einem Felsen und ließ den Spiegel aufblitzen. Die Reflexe stachen Logan Ladd in die Augen. Er fluchte leise und ging geduckt weiter. Zwischen

den Felsen stieß er mit dem Scout zusammen. Rouben atmete gepresst und zerrte ihn in die Deckung.

„Du solltest doch unten bleiben, Ladd. Bist du verrückt geworden? Wenn man dich sieht, ist es aus.“

„Nein, bestimmt nicht. Ich bin in der Deckung geblieben, Rouben. Hast du die Zeichen gesehen? Was kann das bedeuten?“

„Weiß ich nicht. Komm, verschwinden wir.“

„Nein, ich kehre nicht um, Rouben. Ich reite näher an den Rio Grande heran. Ich will wissen, wem diese Zeichen gegolten haben. Jemand muss auf unserer Seite die Zeichen aufgefangen haben.“

„Du bist verrückt. Willst du jetzt zum Fluss runter? Vielleicht wimmelt es dort von Mexikanern!“

„Wenn wir vorsichtig genug sind, kommen wir unbenutzt an den Rio Grande heran.“ Logan Ladd blickte über die Felsen hinweg. Jenseits des Flusses war der Mann mit dem Spiegel verschwunden. Die dunklen Bäume verbargen ihn. Ladd atmete rasselnd ein. „Er hat in unsere Richtung geblinkt, Rouben. Komm, suchen wir ihn.“

„Mann, ich weiß nicht, ob wir da einen großen Fehler machen. Aber wie du willst. Reiten wir also weiter.“

Sie stiegen ab, schwangen sich auf die Pferde und umritten den Höhenzug. Logan Ladd war von einem Jagdfieber gepackt. Der Scout hielt ihn immer wieder zurück und warnte ihn, doch Ladd ritt verbissen weiter.

So näherten sie sich dem Fluss.

Vor den Bäumen ließen sie die Pferde zurück und schlichen in den Schatten hinein. Vor ihnen schimmerte der

Rio Grande silbern. Leise bahnten sie sich einen Weg durch das Unterholz.

„He“, wisperte Rouben, „wer zum Teufel ist denn nun Scout der Texas Rangers? Du oder ich? Lass mich vorausgehen.“

„Nein.“ Logan Ladd grinste flüchtig. „Du kannst dich mal ausruhen, alter Junge.“ Er horchte angespannt. „Nichts zu hören.“

„Hast du erwartet, dass sie hier herumtrommeln und Kriegstänze aufführen? Nein, mein Freund, die Burschen wissen genau, wie sie sich verhalten müssen. Es ist besser, wenn wir umkehren.“

„Die Beobachtung, die wir gemacht haben, wird Sergeant Overholster nicht genügen, Rouben. Wir müssen herausfinden, wer sich hier am Fluss herumtreibt.“

Er klopfte dem Scout flüchtig auf die Brust und schlich weiter. Beide erreichten den Rand der Bäume. Vor ihnen lag der Uferstreifen. Die Wasseroberfläche gleißte. Der Mond leuchtete über dem Rio Grande. Irgendwo rief ein Vogel in den Baumkronen.

„Trennen wir uns, Rouben“, schlug Logan Ladd vor. „Du gehst nach links, ich nach rechts. Wir treffen uns bei den Pferden.“

„Hol dich der Teufel“, knurrte Rouben, wandte sich ab und kroch unter den Bäumen davon.

Logan Ladd war wie ein Jagdhund, der eine heiße Spur gewittert hatte. Immer wieder wurde am Rio Grande geschossen und jede Nacht wechselten Schmuggler die Uferseiten. Mord und Totschlag herrschten am Fluss. Jetzt

wollte Logan Ladd nicht locker lassen. Die Blinkzeichen ließen ihm keine Ruhe. Er kroch zur anderen Seite davon. Am Fluss blieb es totenstill. Drüben wieherte kein Pferd. Auch Hufgetrappel war nicht zu hören.

Der Wind bewegte die Blätter. Das Wasser schlug glucksend ans Ufer und umspülte plätschernd die Felsbrocken.

Ladd dachte an Jesse Willcox, der es gewagt hatte, mexikanischen Boden zu betreten. Dabei hätte er fast den Tod gefunden. Und immer wieder fragte sich Ladd, ob sie alle wirklich verraten wurden.

Lange harrte er am Ufer aus, verbarg sich unter den Bäumen und spähte ständig suchend umher. Schließlich zog er sich zurück, durchquerte den Baumstreifen und trat auf der anderen Seite in das helle Sternenlicht hinaus. Vor ihm, eine halbe Meile entfernt, erhoben sich die Höhenzüge. Die Hügel buckelten sich wie riesengroße Raubtiere. Grasbüschel raschelten. Sand schimmerte zwischen den Felsen und Sträuchern.

Langsam ging Logan Ladd zu den Pferden zurück. Er war enttäuscht und missmutig. Rouben war noch nicht zurück. Ladd lehnte sich an einen Felsen und wartete. Dabei blickte er über das texanische Gebiet und zurück zum Rio Grande. In seinem Gesicht begann es zu arbeiten. Er biss die Zähne zusammen und rieb sie knirschend aufeinander.

„Nein!“, ächzte er. „Das kann doch nicht wahr sein!“

Sie mussten ganz in der Nähe des unbekanntes Mannes gewesen sein, dem die Blinkzeichen gegolten hatten. Dort drüben auf jenem Höhenzug waren sie gewesen. Hier

am Ufer klaffte eine große Lücke im Baumgürtel. Durch diese Lücke waren die Reflexe geblitzt. Der Felsen auf der mexikanischen Seite, die Baumücke und jener Höhenzug bildeten eine Linie.

Ladd schluckte trocken, stieß sich vom Felsen ab und drehte sich um. Weiße Wolken zogen langsam über den Sternenhimmel. Wie gebannt blickte der Ranger zum Höhenzug hinüber. Der Mann, der dort sicherlich zurückgeblinkt hatte, war längst verschwunden.

Lautlos und geduckt näherte sich eine Gestalt dem wartenden Ranger. Die Pferde schnaubten nicht. Logan Ladd wurde nicht gewarnt. Als er den knirschenden Laut hinter sich hörte, war es bereits zu spät. Mit voller Wucht wurde ihm ein Messer in den Rücken gejagt. Er röchelte, riss den Mund auf und stürzte gegen den Felsen. Der Mörder wühlte erbarmungslos und grausam mit dem Messer in seinem Rücken herum, riss es hervor und jagte es wieder hinein.

Logan Ladd starb einen wilden Tod.

Leblos rutschte sein Körper am rauen Felsen abwärts und schlug im Sand auf.

\*

Der schwarze Hengst stand wie ein Denkmal. Der maskierte Reiter beugte sich im Sattel vor und horchte. Der Wind schlug den Umhang hoch und die purpurrote Innenseite leuchtete im Sternenlicht.

Plötzlich hörte Zurdo wilden Hufschlag. Ein Reiter durchbrach das Unterholz und trieb sein Pferd erbar-